

Illustrierte Zeitung für Kleine Leute

Ma i.

Von Fr. X. Seidl.

Schon sagten's tausend frohe Dungen,
Und vor uns steht's in hellem Bild,
Ein Jeder hat es schon gesungen,
Ein Jeder hat es selbst gefühlt:

Daß sabbathschön die Welt zu nennen
In dieser holden Maienzeit,
Wo nun zu seligem Entbrennen
Der Frühling alle Herzen fett.

Nun grollt kein Winter mehr dazwischen,
Noch schreckt kein Blick die junge Pracht,
Mit hellem Grün, mit immerfrischen
Geschenken hält der Frühling Wacht.

Drum sollst Du ihn auch ganz genießen,
So lang' die Jugend in Dir sprüht,
Denk, daß die Blunde rasch verfliehet,
Und daß der Mai nur Ein Mal blüht.

Aus Aesop's Leben.

Von Rudolph Müldeker.

(Schluß.)

V. Aesop begibt sich an den Hof des Königs Krösus.



Als Krösus diesen Bescheid vernahm, da wollte er, um die anderen Städte in Furcht und Schrecken zu setzen, ein großes Heer gegen die Samier auszurüsten. Aber der Gesandte des Königs wandte dies ab, indem er sagte: „Herr, Du wirst nimmer über Samos herrschen, Du habest denn zuvor Aesop, dessen Rath sie folgen, beseitigt. Daher solltest Du ihnen die Botschaft senden, daß Du ihnen volle Gnade angedeihen, ihnen auch alle Abgaben erlassen würdest, falls sie Dir Aesop überantworten wollten. Thuen sie das, so hast Du Samos in Deiner Hand.“

Darauf hin schickte der König einen seiner Rätthe nach Samos, und als dieser in offener Volksversammlung des Königs Forderung verkündigte und die Samier aufforderte, dem Könige Aesop zu überantworten, da wurde Aesop herbei gerufen und ihm der Wille des Königs mitgetheilt.

Da sagte Aesop: „Ihr Männer von Samos! Ich bin bereit, mich dem Könige von Lydien zu überliefern; will Euch aber doch zuvor erst eine Fabel erzählen.“

„Einst,“ hob er an, „kündigten die Wölfe den Schafen den Krieg an. Da die Schafe sich gegen die Wölfe nicht zu beschützen vermochten, da riefen sie die Hilfe der Hunde an, die auch die Wölfe verjagten. Da die Letzteren nun erkannten, daß sie den Hunden nicht gewachsen seien, so sandten sie den Schafen eine Botschaft, in der sie ihnen einen ewigen Frieden zusicherten unter der Bedingung, daß ihnen, um jeden ferneren Zwiespalt zu vermeiden, die Hunde als Geiseln gegeben werden sollten. Die Schafe waren thöricht genug, diesen Frieden einzugehen. Die Wölfe führten also die Hunde als Geiseln hinweg und tödteten sie: — nun konnten sie die Schafe ohne Widerstand bekriegen und fressen.“

Nachdem Aesop ihnen diese Fabel erzählt, beschlossen die Samier, Aesop keineswegs dem Könige von Lydien auszuliefern.

Trotzdem aber fuhr Aesop aus eigenen Antrieben mit dem Gesandten nach Lydien und stellte sich persönlich dem Könige vor.

Als ihn aber Krösus sah, ward er sehr erzürnt und sprach: „Ist der Ursache, daß die Samier meinen Geboten nicht gehorchen wollen?“ — Da antwortete Aesop: „Größter aller Könige! Ich bin nicht durch Gewalt oder Noth, sondern freiwillig und ungezwungen hierher gekommen vor Dein Angesicht und habe das Vertrauen, Du werdest mir gütiges Gehör schenken.“

— Als ihm nun zu reden vergönnt wurde, sprach er: „Es geschah einmal, da ein armer Mann Vögel fangen wollte, daß er eine Grille fing. Als die nun merkte, daß sie getödtet werden sollte, sprach sie zu dem Vogler: „Ich bitte dich, mich nicht ohne Ursache zu tödten, denn ich thue keinen Schaden an der Saat, sondern mit Schwingen der Flügel und Springen der Füße und mit meinem Gesang mache ich die Leute fröhlich und wohlgemuth und kürze ihnen die Mühe des Weges. Auch findest du nichts an mir als die Stimme.“ — Als der Vogler das hörte, ließ er die Grille aus der Hand. Also bitte ich Dich, König, daß Du mich Armen und Unmühen nicht unschuldig tödten wollest, denn ich will und kann bei der Schwäche meines Leibes Niemand Unrecht thun und rede nur, was den sterblichen Menschen nützlich und heilsam ist.“

Da ward der König durch diese Rede zur Barmherzigkeit bewegt und sprach zu Aesop: „Ich gebe Dir das Leben nicht, sondern das Geschick, und hast Du einen Wunsch, so sage es, er soll Dir nicht geweigert werden.“ — Da antwortete Aesop: „Nur um Eins will ich Dich bitten: daß Du denen von Samos Zins und Abgaben erlässest.“

„Sie seien erlassen!“ sprach Krösus.

Da fiel Aesop vor dem König nieder zur Erde und sagte ihm Dank, und als er abreiste,

da nahm er Briefe von dem Könige an die Bürger von Samos über ihre Freiheit von Zinsen und Abgaben mit und schiffte zurück gen Samos fröhlich und wohlgemuth und mit mancherlei Geschenken von dem Könige begabt. Die Bürger von Samos aber empfingen Aesop mit den größten und höchsten Ehren und es ging ihm der Senat mit allem Volke entgegen, auch war die ganze Stadt gar festlich mit grünem Laube geschmückt. Aesop wurde auf die Rednertribüne geführt, von wo herab dem Volke alle öffentlichen Angelegenheiten verkündigt wurden. Hier las er dem Volke den Brief des Königs Krösus vor und erörterte, wie der König das Volk der Samier bei seiner bisherigen Freiheit belassen habe.

VI. Aesop's ferneres Leben und unglückliches Ende.

Nach einiger Zeit verließ Aesop Samos und durchzog weite Distrikte, das Volk überall in Fabeln und Gleichnissen belehrend, so daß der Ruf seiner Weisheit in allen Landen erscholl.

Zuletzt kam er auch nach Babylon, wo der König Psyrinus, der schon viel von ihm gehört, ihn gar ehrenvoll empfing und ihn zu seinem ersten Rathgeber oder Minister machte.

Aesop aber gab dem Könige so weise Rathschläge, daß derselbe bald mächtiger und angesehener wurde als alle Könige nah und fern, und nie erfreute sich das babylonische Volk eines größeren Wohlstandes und eines ungetrübteren Glückes, als unter der Regierung des Psyrinus und der Verwaltung Aesop's, seines treuen Ministers.

Damals war es unter den Königen Sitte, daß sie sich unter einander schwierige Fragen und Räthsel zusandten, und wer dieselben nicht lösen konnte, der mußte dem Anderen Geschenke schicken zur Buße. Aesop aber verstand alle diese Fragen gar wohl und weislich auszulegen und zu beantworten, auch andere Fragen und Räthsel zu erfinden, die die fremden Könige, denen man sie zusandte, nur selten zu lösen vermochten und auf diese Weise Psyrinus zinsbar wurden. So stieg der Ruhm des Königs von Babylon von Tag zu Tage.

So lebte Aesop mächtig und geehrt viele

Jahre am Hofe des Königs von Babylon, bis endlich die Sehnsucht nach seinem Vaterlande sich so stark seiner bemächtigte, daß er vom Könige Urlaub verlangte, um nach der Heimat zurückzukehren. Allein der König wollte ihn nicht ziehen lassen, bis endlich Aesop ihm versprach, daß er sein Vaterland nur noch einmal wiedersehen, dann aber nach Babylon zurückkehren und für immer am Hofe verbleiben wolle.

Nun erst ließ Psyrinus ihn ziehen, nachdem er ihm zuvor, als Zeichen seiner Dankbarkeit, noch viele und kostbare Geschenke gegeben.

Aesop machte sich also auf den Weg und als er durch die Städte Griechenlands zog und überall seine Lehren in Fabeln vortrug, erwarb er großen Ruhm der Weisheit. Zuletzt kam er gen Delphi in die löbliche Stadt, die ihres Orakels wegen das geistliche Oberhaupt Griechenlands war. Da folgte ihm viel Volkes nach, ihn zu hören; aber von den Delphiern ward ihm keine Ehre erwiesen. Da sprach Aesop: „Ihr Männer von Delphi seid gleich dem Holze, das vom Meere an's Gestade geworfen wird. Dieweil es fern ist, so scheint es groß; kommt es aber näher, so sieht man wie klein es ist. So von Euch, als ich von Eurer Stadt fern war, vermeinte ich, Ihr wäret die vornehmsten ob allem Volke; aber nun in der Nähe erkenne ich Eure Ungeschicklichkeit.“

Als das die Delphier hörten, sprachen sie unter einander: „Dieser hat in andern Städten großes Ansehn und viel Anhang und kann durch seine Nachreden unser Lob vermindern oder gar vernichten, wenn wir es nicht verhüten.“ — Also gingen sie zu Rath wie sie Ursache fänden, ihn gefangen zu nehmen und ihm den Prozeß zu machen. Darum ließen sie auf den Knecht Aesop's Acht haben, wenn er seines Herrn Güter auffäumen ließe zur Weiterreise. Da nahmen sie eine goldene Schale aus dem Tempel Apollo's und verbargen dieselbe heimlich in den Ballen Aesop's. Aesop aber ahnte nichts von den ungetreuen Anschlägen, die wider ihn erdacht waren.

Als er aber gen Phocis zog, eilten ihm die Delphier nach und fingen ihn mit großem Geschrei. Als sie Aesop fragte, warum sie ihn gefangen nähmen, riefen sie: „Du heilloser Uebelthäter, warum hast Du den Tempel Apollo's so

schmächtig beraubt?" Als aber Aesop öffentlich leugnete und ob der Anklage gar zornig wurde, da banden die Delphier sein Gepäck auf, fanden die goldene Schale, zeigten sie dem Volke und führten nun Aesop, als einen Tempelräuber, mit großem Geschrei in den Kerker. Am andern Tage aber verdamnten sie ihn zum Tode und führten ihn aus dem Kerker, um ihn, wie dies bei schweren Verbrechern üblich war, von der Höhe eines Felsens hinabzustürzen.

Als nun Aesop auf dem Felsen stand und sah, daß sein Tod unvermeidlich war, da redete er die Delphier an und sagte: „Da ich nun einmal sterben soll, so höret zuvor noch eine Fabel!“

„Einst,“ so hob er an, „schloß eine Maus Freundschaft mit einem Frosche. Als nun die Maus an ein Wasser kam und gern hinüber wollte, da rief sie ihren Freund, den Frosch, und fragte ihn, ob er ihr nicht über das Wasser helfen könnte. „O ja,“ antwortete der Frosch. „Binde nur deinen Fuß an den meinigen, so werde ich dich sicher und ungefährdet über das Wasser bringen.“ Nachdem dies geschehen, sprang der Frosch in das Wasser und zog die Maus hinter sich her. In der Mitte des Wassers aber tauchte der Frosch unter und zog die Maus mit sich hinab. Da aber die Maus merkte, daß sie sterben würde durch den Frosch, schrie sie und klagte, sie werde aus Untreue schuldlos getödtet; „aber über die, die leben bleiben, wird Einer kommen, der meinen Tod rächt!“ — Indem kam der Storch geflogen über den See: der faßte die Maus mit dem Frosche und fraß sie beide. So werde ich auch unschuldig von Euch getödtet und Ihr werdet nach Gerechtigkeit dafür Eure Strafe finden, denn Babylon und Griechenland werden die Unthat rächen, die Ihr an mir begehret.“

Trotz dieser Ermahnung aber wollten die

Delphier Aesop doch nicht frei geben; nur einige Wenige erhoben ihre Stimme zu seinen Gunsten. Dadurch entstand viel Geschrei, Hin- und Wiederrede, Hader und Zwietracht, und Aesop benutzte diesen Moment, wo die Aufmerksamkeit sich etwas von ihm abgewandt, und floh vom Felsen hinab zum Tempel des Apollo, der, nach alter Sitte, jeden Verfolgten eine Freistatt gewährte. Aber weder die Flucht, noch der Tempel Apollo's nützten Aesop etwas. Die Delphier eilten ihm nach und stürmten hinein in den Tempel. „Ihr schändlichen Delphier!“ rief Aesop ihnen zu, „wollt Ihr den Gott nicht ehren und verlezt Ihr seinen Tempel, in den ich geflohen bin?“

Aber die Delphier achteten nicht darauf; sie rissen ihn mit Gewalt von dem Altare hinweg und schleppten ihn auf's Neue zur Richtstatt.

Als nun Aesop wieder auf dem Felsen stand, da rief er: „Ihr schändlichen Delphier! Ich sterbe unschuldig; aber ich verfluche Euer Land und ich flehe zu allen Göttern und Göttinnen, daß sie mich Sterbenden erhören und Euch nach Eurer Missethat strafen!“

Aber die Delphier lehrten sich nicht an diese Verwünschung, sondern stürzten Aesop vom Felsen hinab, daß er elend sein Leben endete.

Nach seinem Tode kam aber über die Delphier große Theuerung, Seuche und Noth. Sie fragten also ihren Gott Apollo um Rath und vernahmen, daß sie zunächst die Seele Aesop's begütigen und versöhnen müßten. Da erkannten sie denn, freilich zu spät, daß sie Aesop unschuldig getödtet hätten, baueten ihm einen Tempel und ließen eine Säule zu seinem Gedächtnisse errichten. Als aber die übrigen Städte Griechenlands Aesop's Tod vernahmen, da rückten sie mit Heeresmacht gegen Delphi heran und ließen Diejenigen, welche an Aesop's Tode Schuld hatten, wie billig, denselben Tod erleiden.

Die Maiblume.

Von Ernst Lausch.

Der holde Lenz ist da; der König Mai
Hält seinen Einzug. Festgepränge schaut
Das Auge überall, in Flur und Wald,
In Busch und Hain, auf Wegen und auf Stegen.

Denn jeder Strauch und alle Bäume haben
Sich auf das allerprächtigste geschmückt
Und aus dem grünen Gebüsch ertönt
Der muntern Vögel laute Festmusik;

Der König Mai hält seinen Einzug heut'.
Doch lang' schon hat im Wald ein holdes
Blümchen
Sein Kommen angekündigt. Hell und klar
Hat es mit seinem schneeweißen Glöckchen
Gerufen: „Mich hat Gott gesandt! Bim, baum!
Ihr Menschen schaut mich freudig an: Bim,
baum!

Als Gottes Bote tret' ich unter Euch
Und pred'ge: Gott ist gut. Gott ist die Liebe;
Laßt uns ihn wieder lieben, der zuerst
Die Welt geliebt und sie aus Lieb' erschaffen!“
Das holde Blümchen ist das Maienglöckchen,
Das alle Herzen andachtsvoll erhebt
Und sel'ger Freude öffnet, wenn im Lenz
Es seine silberweißen Glöckchen zeigt.



Der Sage nach erscheint in hellen Nächten
Zur Maienzeit ein himmlisch schönes Weib,
Das langgelöste Haar mit Maienglöckchen
Geziert, und führt den lust'gen Reigen an,
Den ihre Schwestern, ebenso geschmückt,
Dem milden Frühlingsgott zu Ehren tanzen.
Die alten Deutschen weihten der Ostra
Die Maiblume, welche in der Liebe
Viel Glück und reichen Segen bringen sollte.
Man sieht daher auch noch in unsern Tagen,
Daß Liebende sehr gern die Blume tragen.

Kaiser Oktavianus.

Von L. Bier.

(Schluß.)

Während nun die Muhamedaner sich zur Belagerung von Paris anschickten, erschien der Riesenkönig vor den Mauern, höhnte die Christen und forderte Jedermann zum Kampfe heraus. Da sprengte ein Ritter aus Paris auf den Plan und lernte den Riesen mit seinem Speere, doch dieser zerknickte den Schaft, als wäre es nur ein Strohalm, griff den Ritter und trug ihn unter dem Arme zu seiner Herrin, der Prinzessin Marcebilla. Darauf ging der Riesenkönig abermals hervor und höhnte die Pariser noch mehr. Das hörte auch Florens und das ritterliche Blut in seinen Adern fing an zu wallen, also daß er hinging, einen alten rostigen Harnisch seines Vaters anthat, ein ebenfalls rostiges Schwert ohne Scheide in die Hand nahm, zu Pferde stieg und dem Riesen entgegenritt. Dieser spottete anfangs des rostigen Ritterleins, wie er ihn nannte, aber bald sollte ihm dies gereuen. Florens kämpfte gar wacker, er sah seinen Vortheil und hieb dem Riesen eine Hand ab. Darüber über die Maßen wuthentbraunt, suchte der Große den Kleinen mit

der gesunden Hand zu greifen, weil er aber gar nicht vor sich hinsah, sondern wie blind umherirte, so fiel er über ein großen Stein. Hurtig war Florens vom Rosse und hieb dem Prahlschmäh das Haupt ab. Das sahen die Ritter auf den Zinnen und auch Klemens, der anfangs voll Angst dem Treiben seines Sohnes zugeschaut hatte. Alle stimmten nun ein großes Freuden-geschrei an und liefen dem tapfern Florens entgegen, der ihnen das Haupt des Riesenkönigs



Florens entführt die Prinzessin Marcebilla.

übergab. Ergriffen von Thatendurst wandte sich der jugendliche Recke dann wiederum gegen das feindliche Lager und sprengte auf das Zelt der Prinzessin Marcebilla zu. Diese war aus ihrem Zelte getreten, um zu sehen was es gäbe. Schnell ergriff Florens die schöne Muhamedanerin, hob sie auf sein Pferd und ritt spornstreichs der Stadt zu. (Siehe das Bild.) Als dies die Ungläubigen sahen, sprengten sie dem kühnen Entführer nach und setzten ihm hart zu. Da nun Florens merkte, daß sein Pferd mit der doppelten Last nicht so schnell den Weg zurück-

legen konnte, als wenn es ihn allein trug, ließ er die Prinzessin zu Boden gleiten, nicht aber ohne ihren Mund zuvor geküßt zu haben. Nun wandte er sich gegen seine Verfolger und hieb verschiedene von ihren Rossen, darunter auch zwei Könige der Ungläubigen und den Admiral von Persien.

Als Vater Klemens seines Sohnes Noth sah, ließ er alsbald mit zweihundert gewappneten Franzosen hinaus und schaffte seinem Florens Lust, indem durch ihn und seine Begleiter viele Ungläubige erschlagen wurden. Die Andern flohen darauf in das Lager zurück. Hier entstand ein großes Getümmel und weil die Franzosen den Wirrwarr bei den Feinden sahen, machten sie alsbald einen allgemeinen Ausfall und erschlugen bei zweitausend der Belagerer. Hierbei hatte wiederum Florens Wunder der Tapferkeit gethan und auch Vater Klemens, in welchen durch seinen Sohn ein kriegerischer Geist gefahren war, hatte nicht schlecht zugehauen.

Mit großer Beute beladen zogen die Franzosen nach diesem Siege in Paris ein. Florens war der Held des Tages und mußte vor Dagobert erscheinen, der ihn mit vielen Freuden empfing und ihm laut vor allen versammelten Fürsten Dank sagte. Auch Kaiser Oktavian, den eine besondere Zuneigung zu Florens trieb, weil derselbe eine gar so große Aehnlichkeit mit seiner verstorbenen Gemahlin hatte, schüttelte dem jungen Helden wiederholt die Hand. Am andern Tage wurde Florens vom Könige feierlich zum Ritter geschlagen und ihm eine glänzende Rüstung umgeschminkt. Weil aber dabei eine große Gasterei gegeben wurde und Pfeifer und Geiger zum Aufspielen erschienen, so wurde Vater Klemens ganz betrübt, denn er meinte er müsse das Alles bezahlen, jagte auch die Musiker mit dem Stocke von dannen. „Ich habe Euch nicht bestellt, Ihr Schmaroger!“ rief er. Darüber entstand ein großes Gelächter bei allen Hofleuten, also, daß sich Florens fast seines Vaters schämte.

Als Kaiser Oktavian sah, wie wenig Klemens mit ritterlichem Brauche bekannt war, nahm er Florens bei der Hand und frug ihn dringlich, ob denn Klemens wirklich sein Vater sei. Darauf berichtete der Ritter Alles, was er

von seinem Auffinden wußte, und was auch uns bereits bekannt ist, setzte aber hinzu, daß Klemens ihm allezeit ein liebevoller Pflegevater gewesen sei.

Da vermuthete Oktavianus, daß Florens einer seiner Söhne sei, doch wagte er nicht, dies laut auszusprechen, weil die Beweise fehlten.

Darnach nahmen die Kämpfe zwischen den Christen und den Ungläubigen ihren weiteren Fortgang. Florens war stets der tapferste. Sa einmal rettete er sogar dem Könige Dagobert das Leben, als dieser von den Feinden vom Pferde gerissen worden und nahe daran war gefangen genommen zu werden. Fallend rief König Dagobert: „Ach Gott und Du heiliger Dionysius!“ Dies hörte Florens, sprengte herzu und hieb alle Feinde zu Schanden, darunter den König von Persien.

Bei einem der Ausfälle gelang dem Florens auch die Entführung der Prinzessin Marcebillä, welche heimlicher Weise den kühnen Ritter und Riesentöbter lieb gewonnen hatte, und sich deshalb gar nicht wehrte, als sie weggeführt und in das Haus des Klemens gebracht wurde.

Als der Sultan hörte, daß seine Liebblingstochter in Gefangenschaft gerathen sei, schämte er vor Wuth und ließ alle seine ihm noch gebliebenen Krieger gegen die Mauern von Paris anrennen.

Die Pariser und ihre Verbündeten wehrten sich dermaßen wacker, daß der ganze Ansturm nicht nur abgeschlagen, sondern die Feinde selbst besiegt wurden, so daß der Sultan den Rückzug nach Babylonien anbefahl. Die Sieger kehrten im Triumph nach Paris zurück. Als man aber alle Mannen zählte, da fand es sich, daß Kaiser Oktavian und Florens nicht wieder nach Paris gekommen waren. Beide hatten sich nämlich zu weit vor in das Schlachtgetümmel begeben, waren nach hartnäckigster Gegenwehr gefangen genommen und von den Ungläubigen hart gebunden mit auf die Flucht genommen worden.

Während alles dies sich in den europäischen Ländern bezug, war auch in Asien Krieg gewesen zwischen dem türkischen Kaiser und dem christlichen Könige von Akron. Letzterem diente Leo als Ritter. Auch dieser zeichnete sich allenthalben in den Schlachten aus; vor ihm und seiner Pöwin, die stets mit an seiner Seite

kämpfte, wichen alle Feinde. Die größten Auszeichnungen und Ehren wurden ihm dafür vom Könige zu Theil. Als dann der Krieg beendet war und der König vernahm, daß Leo ein Prinz und seine Mutter eine Kaiserin wäre, gab er den beiden viel Gold und Kostbarkeiten, auch tausend gewappnete Reiter, damit sie könnten zum Könige von Frankreich ziehen, von dem die Kaiserin hoffte, daß er ihr Fürsprecher beim Kaiser Oktavianus sein werde. Erst in der Lombardei erfuhr Leo, daß Krieg in Frankreich und auch Kaiser Oktavianus daselbst anwesend sei. Diese Nachricht war ihm und seiner Mutter hochwillkommen. Als sie Frankreich betraten, wurde ihnen die Botschaft angesagt, daß der Sultan von Babylon auf dem Rückzuge begriffen und ganz in der Nähe sei. Sofort ordnete Leo seine Reifigen zum Kampfe und ritt der Gegend zu, durch welche die Ungläubigen den ruhmlosen Heimweg nahmen. Als er der Feinde ansichtig wurde und die regellos dahinziehenden Schaaren sah, sprengte er mit seinen Reitern auf dieselben ein und brachte sie zur schnellsten Flucht. Der Sultan von Babylon fiel gefangen in die Hände Leo's, ebenso zwei christliche Ritter, welche von den Flüchtigen gefesselt mit fortgeführt worden waren. Sogleich ließ Leo deren Bande lösen und fragte sie um ihre Herkunft. Da erfuhr er denn, daß der ältere Mann sein Vater Oktavian, der jüngere Ritter Florens war. Sogleich rief Leo seine Mutter, nachdem er noch zuvor in Erfahrung gebracht hatte, wie sehr Oktavian betrauerte, seine Gemahlin und seine zwei Kinder auf bösen Rath hin verstoßen zu haben. Die Kaiserin kam und als sie ihren Gemahl erblickte, fiel sie ihm um den Hals, herzte und küßte ihn unter Freudenthränen, und auch der Kaiser weinte. (Siehe das Bild.) Hierauf nahm die Kaiserin ihren Sohn Leo bei der Hand, führte ihn zu Oktavianus und sagte: „Siehe, das ist einer Deiner zweien Söhne!“ Als sie aber Florens stehen sah und dessen große Ähnlichkeit mit Leo inne ward, entbrannte ihr mütterliches Herz gegen ihn und sie fragte Oktavian, was er von der Herkunft dieses Ritters wisse. Als der Kaiser ihr das erzählt hatte, wovon ihm seiner Zeit Florens selbst berichtete, sagte sie zu Florens: „Ohne Zweifel, Du bist mein zweiter Sohn

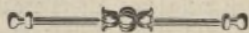


Ottaviano findet seine Gemahlin wieder.

und mir heute vom Himmel wiedergegeben!“ Nun umarmten sich Eltern und Kinder auf das herzlichste und zogen mit einander gen Paris zum König Dagobert, der gefangene Sultan mit ihnen. Alle wurden mit den höchsten Ehren und großen Freudenbezeugungen empfangen. Weil nun Florens in der Folge seine geliebte Marcebilla heirathete, blieb der Sultan zu Paris, trotzdem ihm die Freiheit geschenkt worden war, und wurde der vornehmste und weiseste Rathgeber des französischen Königs. Kaiser Ottaviano zog mit seiner Gemahlin wieder nach Rom und beide lebten noch lange in friedlicher Ehe mit einander.

Leo, oder wie er überall genannt wurde, „der Löwenprinz“ (er trug nämlich stets als Helmzier eine goldene Löwin, welche ein Wickelkind im Rachen hatte) heirathete später eine spanische Prinzessin und lebte mit derselben glücklich. Florens endlich wurde nachmals König von England und regierte mit seiner geliebten Marcebilla das englische Volk weislich. Aus beider Ehe entsproß ein Sohn, der Wilhelm genannt wurde und nach dem Tode seines vom ganzen Volke verehrten Vaters den englischen Königsthron bestieg.

Auch Wilhelm hielt gut Recht den Armen gegenüber wie den Reichen und war darum, gleich seinem Vater, geliebt von seinem Volke.



Deutsche Tondichter aus älterer und neuerer Zeit.

Von Franz Halle.

3. Franz Joseph Haydn.

Mit Bach, Händel und Gluck im Verein gab auch Joseph Haydn an seinem Theile der deutschen Tonkunst jenes Gepräge von Würde, Ernst, Gediegenheit und Innerlichkeit, welches sie, wenigstens in den Werken ihrer edelsten Meister stets bewahrt hat.

Wohl der lebenswürdigste unter allen Tonkünstlern und eine wahre Zierde der deutschen Musik ward Haydn am 31. März des Jahres 1732 zu Rohrau an der österreichisch-ungarischen Gränze als der Sohn eines „musikfünftigen“ Wagner- oder Stellmachermeisters

geboren. Er war das älteste von zwanzig Kindern jenes wackern Mannes, der nach gethaner Berufsarbeit, namentlich aber des Sonntags gar zu gern auf der Harfe kimperte und dazu mit seinem milden Tenor frischweg vom Herzen allerlei Liedchen sang. Die Mutter stimmte fröhlich mit ein, während das Kind, der kleine Sepperl, bald sich dazu setzte und mit dem Zollstabe des Vaters auf dem linken Arme wie auf einer Geige hin- und herstrich, ganz richtig nach dem Takte. Als das eines Tages ein Oheim des Knaben, der Schulmeister aus Haimburg, gewahr wurde, schlug er den Eltern vor, ihm den Sepperl mitzugeben, damit er ihn

Musik lehre, weil dann später „ein geistlicher Herr“ aus dem Kinde werden könne.

Die Eltern willigten ein und so lernte denn Joseph in Hainburg nicht blos Lesen, Schreiben, Rechnen, den Katechismus und Singen, sondern auch fast alle Blas- und Saiteninstrumente, ja sogar Paukenschlagen. „Ich verdanke es meinem Oheim noch im Grabe,“ sagte er nachgehends oft, „daß er mich zu so vielerlei angehalten hat, wenn ich gleich dabei mehr Prügel als zu essen bekam.“

Er mochte bereits etwa drei Jahre in Hainburg sein, als der Hofkapellmeister Reutter den dortigen Dechanten, seinen Freund, besuchte. Reutter brauchte neue Chorknaben für seine Musikaufführungen im Stephansdome zu Wien, und als ihm der achtjährige Haydn vorge schlagen wurde, unterwarf er denselben einer Probe. „Kannst Du auch einen

Triller schlagen?“ fragte ihn zuletzt der Kapellmeister. „Nein,“ erwiderte der Knabe, „das kann selbst mein Herr Vetter nicht!“ Reutter lachte herzlich über diese Naivetät und nahm Sepperl mit nach Wien. Er blieb dort als Schüler im Kapellhause bis in sein sechzehntes Lebensjahr, übte sich tüchtig im Singen und auf Instrumenten, empfing aber so gut wie gar keinen Unterricht in der Kompositionslehre. Reutter rieth ihm nur, die Motetten u., die in

der Kirche gesungen wurden, nach seiner Art umzuändern, und das brachte den Knaben auf ganz eigene Einfälle. Reutter lachte ihn dann „mit seinen Sätzen, die keine Rehle singen und kein Instrument spielen könne,“ tüchtig aus, schalt ihn aber auch, „daß er sechzehnstimmig komponire, ehe er noch den zweistimmigen Satz verstehe.“

Setzt verlor Haydn seine Stimme, und aus dem Singchor entlassen, gerieth er in die hilfloseste Lage. Er bezog ein Dachstübchen, ohne Ofen und Fenster, wo er kaum gegen Regen und nur im Bette gegen den Winterfrosts geschützt war. Stunden geben, bei Ständchen und im Orchester mitspielen und — Uebungen im Komponiren, das war fortan seine Beschäftigung. Dennoch blieb er zufrieden mit seinem Loos. „Wenn ich,“ sagte er später oftmals, „an meinem alten, von Würmern

zerfressenen Klavier saß, beneidete ich keinen König um sein Glück.“

Nach und nach wurde er durch seine Kompositionen bekannt, und um das Jahr 1751 lieferte er auch die erste Operette: „Der krumme Teufel“, die ihm 24 Dukaten einbrachte. Zahlreiche Klavier-Sonaten, die er für Freunde oder Schüler geschrieben hatte, erschienen im Buchhandel ohne sein Zuthun und — Andere hatten den Vortheil, während er selbst leer ausging.



Franz Joseph Haydn.

Vorübergehend fungirte er im Jahre 1759 als Kapellmeister des Grafen Mozzin, verheirathete sich auch, obwohl gar nicht glücklich, und als er ein Jahr später mit einem Gehalte von 400 Gulden Kapellmeister des Fürsten Esterhazy geworden war, entfaltete er die regste Thätigkeit. Er schrieb zahlreiche Quartette und Symphonien, in denen er jedes einzelne Instrument in seiner Eigenart auf faßte, alle zusammen aber zu gemeinsamer machtvoller Behandlung eines kunstvoll erweiterten, immer wieder neu aufgefaßten Grundgedankens hinführte.

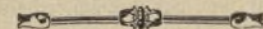
Nach dem im Jahre 1790 erfolgten Tode des Fürsten Esterhazy begab er sich nach London, wo er gleich Händel außerordentlichen Ruhm und Beifall, damit zugleich aber auch das volle Bewußtsein seiner Kraft fand. Er wiederholte nachmals öfter, daß er erst von England aus in Europa berühmt geworden sei. Von dort brachte er auch den Text zu seinem hochberühmten Oratorium: „Die Schöpfung“ mit nach Deutschland. Er komponirte dasselbe in dem hohen Alter von fünfundsiebzig Jahren und führte es am 19. März 1799 zum ersten Male in Wien auf. Seitdem ist es durch alle Welt gegangen. Sein letztes Oratorium: „Die Jahreszeiten“ vollendete er in elf Monaten. Dann verließen ihn seine Kräfte mehr und mehr. Allgeliebt, allberehrt und allbewundert, seiner zurückgelegten Laufbahn froh und Gott dafür dankbar lebte er jetzt, ein würdiger Greis, unter liebenden Kindern. Am 27. März 1808 ließ er sich noch einmal bewegen, einer öffentlichen Aufführung der „Schöpfung“ beizuwohnen. Unter Trompeten- und Paukenschall wurde er in die Mitte vor das Orchester zu einem für ihn bereiteten Lehnstuhl geleitet. Neben seiner verehrten Fürstin Esterhazy sitzend, umringt von Künstlern, Schülern, Herren und Damen von hohem Range, empfing er von allen Seiten rührende Beweise der höchsten Achtung und Verehrung; Alle gaben ihm ihre aufrichtige Freude darüber zu erkennen, daß ihm noch dieser Tag vergönnt war.

Die Aufführung begann und bei der berühmten Stelle: „Und es ward Licht!“ brachen die Zuhörer, wie immer in den lautesten Beifall aus; Haydn aber machte eine Bewegung mit den Händen gen Himmel und sagte: „Es kommt von dort!“ Aus Besorgniß vor größerer Erschütterung ließ er sich nach dem ersten Theile wegtragen.

In dem Kriege Napoleons gegen Oesterreich im Jahre 1809 rückte am 16. Mai ein französisches Armeekorps vor die Mariahilfer Linie in Wien, in deren Nähe Haydn's Wohnung lag. Man war hier eben damit beschäftigt, den schwachen Greis aus dem Bett zu bringen und anzukleiden, als vier Kartätschenschüsse fielen, welche Fenster und Thüren heftig erschütterten. Da rief Haydn den bestürzten Seinen zu: „Kinder, fürchtet Euch nicht; wo Haydn ist, kann Euch kein Unglück treffen!“

Aber der Geist war stärker gewesen, als der Körper; von jener Stunde an nahm „Papa Haydn's“ Schwäche zu. Dennoch spielte er täglich sein Kaiserlied: „Gott erhalte Franz den Kaiser,“ das ihm, wie er wiederholt versicherte, unter allen seinen Werken das liebste war, und am 26. Mai dreimal hinter einander mit einem Ausdrücke, der ihn selbst wunderte. Am Abend überfielen ihn Kopfweh und Frost und am 31. entschlummerte er in gänzlicher Entkräftung.

Ein überaus herziger und lieber Mann, ausgezeichnet durch Anspruchslosigkeit und biedere Ehrenhaftigkeit seines Wesens zeigte er auch als Tonkünstler das Gepräge seiner Heimat in der Liebenswürdigkeit und Lebensbehaftigkeit, sowie in dem Volksthümlichen und arglos Schalkhaften seines Auftretens und Schaffens. In Allem was er gab, steht er einzig und unentbehrlich da. Freude, Anmuth, Zartheit, natürliche Innigkeit, die ganze Stala der Empfindungen von ausgelassenem Jubel und toller Neckerei bis zu den Schrecken leidenschaftlicher Verstörung durchlief er, und dies macht ihn für alle Zeiten zum Muster aller Kunstjünger.



Der Wettstreit der Bäume.

Von Wilhelm Dehm.



In einem Walde standen nahe beisammen: Eiche, Buche, Tanne, Birke und Espe, jede zu den schönsten Bäumen ihrer Gattung gehörend. Es war ein herrlicher Sommernachmittag, kein Lüftchen regte sich, in reiner Bläue wölbte sich der Himmel über das grüne Blättermeer, in dessen Schatten die Thiere des Waldes ruhten. Nichts störte die Stille, als das eintönige Zirpen der Grille und das entfernte Hämmern des Spechtes.

Mit einem Male rauschte es in den Blättern der Eiche und aus deren Wipfel vernahm man deutlich Folgendes:

„Mit Recht nehme ich den ersten Rang unter allen Bäumen im deutschen Walde ein. Welcher Baum könnte sich auch mit mir an Nützlichkeit und Schönheit vergleichen! Ich liefere das beste Bau- und Werkholz und werde als Brennholz sehr geschätzt. Meine Rinde dient zum Gerben des Leders, meine Früchte, Eicheln genannt, geben für Schweine ein vortreffliches Mastfutter und werden sogar von den Menschen wie der Kaffee benützt; mein Laub dient zur Streu für das Vieh; an und auf mir halten sich Thiere auf, denen ich Nahrung gebe, z. B. der Hirsch- und Maitäfer. In meinem Schatten ruhen Menschen und Thiere gern, und mit meinen Zweigen schmückt sich der Krieger und wer sonst Freude daran hat. Die alten Deutschen, als sie noch Heiden waren, beteten ihre Götter in Eichenhainen an und opferten ihnen daselbst. Auch werde ich als ein Sinnbild deutscher Kraft und deutschen Sieges gepriesen.“

So endete die Eiche ihre Rede. Buche, Tanne, Birke und Espe hatten aufmerksam zugehört. Hierauf ergriff die Buche, der Eiche gegenüber stehend, das Wort und sprach:

„Du hast viel zu deinem Lobe gesagt und keinen deiner Vorzüge vergessen; auch ist alles so, wie du gesagt hast. So viel Rühmliches weiß ich indessen von mir nicht anzugeben; nichts-

destoweniger will ich euch, meine lieben Schwestern, mittheilen, worin meine Vorzüge bestehen. Schlank und gerade ist mein Wuchs, glatt mein Stamm, wie kein anderer im Walde, und meine hellgrünen, glatten und weich anzufühlenden Blätter erfreuen die Menschen. Mein Holz ist das beste Brennholz und übertrifft selbst das der Eiche; auch als Werkholz werde ich geschätzt und benützt. Meine dreieckigen, bräunlichen Früchte, Bücheln und Bucheckern genannt, geben ein vorzügliches Speiseöl und werden von manchen Thieren, namentlich von den Eichhörnchen, gern gegessen.“

Die Buche schwieg. Nach einer kurzen Pause nahm die Tanne das Wort und sprach:

„Auch ich habe anerkanntswerthe Vorzüge, wenn auch nicht in dem Grade, wie ihr, Eiche und Buche. Ich nütze als Bau-, Werk- und Brennholz; aus meinem Stamme quillt Harz und aus meinen Wurzeln wird Pech gesotten. Meine Früchte, Zapfen genannt, sind eine Lieblingsspeise der Hähne und Eichhörnchen. Und, um auch von meiner Schönheit zu sprechen, betrachtet einmal einen hohen und geraden Stamm, an welchem im schönen Ebenmaße die Nester mit immer grünen Nadeln das ganze Jahr hindurch prangen. Wie sieht es mit euch in dieser Beziehung aus? — Kommen im Herbst die Stürme, so rütteln und schütteln sie so lange an euren Zweigen und Nesten herum, bis sie euch das letzte Blatt genommen haben. Wir nehmen sie höchstens einige dürre Nadeln und dann hat ihre Gewalt bei mir ein Ende. Ruhig lasse ich sie durch meine Nester und Nadeln rauschen und ergöze mich an dem bald stärkeren, bald schwächeren Säusen, das mir im Winter die Einsamkeit des Waldes vertreiben hilft. Noch muß ich erwähnen, daß meine Nester am Weihnachtsfeste mit vergoldeten Nüssen, Aepfeln und anderen schönen und guten Dingen zur großen Freude großer und kleiner Kinder behangen werden.“

Als die Tanne ausgerebet hatte, trat eine längere Pause ein. Die Birke und Espe zitterten, das sah man an ihren Blättern, und getrauten sich nicht zu reden. Da sprach die mäch-

tige Eiche zu ihnen im tiefen Tone: „Nun, Birke und Espe, warum schweigt ihr? Seid ihr so gar nutzlos und aller Schönheit bar, daß ihr nichts von euch zu sagen wißt?“

Schüchtern und mit dünner Stimme sprach hierauf die Birke: „An Größe, Nützlichkeit und Schönheit kann ich mich zwar mit euch nicht messen; aber deshalb bin ich doch nicht ohne Nutzen und Schönheit. Ich gebe sehr gutes Werk- und Brennholz; aus meinen Reisern werden Besen zum Reinigen der Stuben und Ruthen für ungehorsame Kinder gebunden, und aus meinem Stamme quillt im Frühjahr, wenn er angebohrt wird, süßlich schmeckender Saft, den manche Menschen zur Beseitigung gewisser Krankheiten trinken. Bezüglich meiner Schönheit will ich euch nur das mittheilen, was erst neulich vorübergehende Menschen sagten, als sie mich erblickten. Sie sagten: „Die Birke mit ihrem weißen Stamme, ihren zierlich geformten Blättern, die sich bei dem leisesten Winde an den dünnen herabhängenden Zweigen hin- und herschaukeln, gewährt einen reizenden Anblick; auch das hat sie vor den Laubbäumen voraus, daß sie sich im Frühling zuerst mit Blättern schmückt.“ Ihr seht also,“ fuhr die Birke fort, „daß die Menschen meine Reize zu würdigen wissen. Ich bin zu Ende.“

Durch die Birke ermutigt, fing hierauf die Espe mit zitternder und leiser Stimme also an:

„Ihr habt freilich große und viele Vorzüge vor mir und fast schäme ich mich, der meinigen zu erwähnen; doch, nachdem ihr alle die eurigen genannt habt, will ich der Aufforderung der Eiche entsprechen und euch kurz mittheilen, worin mein Nutzen und meine Schönheit besteht. Ich werde von den Menschen als Werk- und Brennholz geringerer Art benutzt. Meine Blätter, auf der einen Seite grün, auf der andern silberweiß, bewegen sich bei dem geringsten Luftzuge und verursachen ein angenehmes Rauschen. Daß ich länger als ihr alle seid, lehrt der Augenschein. Das ist Alles, was ich von mir zu sagen weiß.“

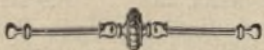
Auf einmal rief es von einem andern in der Nähe stehenden Baume dreimal: „Kuckuk!“ — „Wir haben einen unsichtbaren Zuhörer gehabt,“ sagte die Eiche. — „Ja,“ sprach hierauf der Kuckuk, „ich habe jedes Wort vernommen, das ihr gesprochen habt und ich will euch meine Meinung von euren Reden sagen. Als ein Wesen, das bedeutend höher als ihr steht, werde ich das wohl thun dürfen.“

„So sprich!“ nahm die Eiche das Wort, wir wollen dir aufmerksam zuhören.“ Hierauf flog der Kuckuk ganz nahe zu den Bäumen hin, welche sich ihrer Vorzüge gerühmt hatten, und sprach also:

„Ihr alle besitzt in der That den Nutzen und die Schönheit, die ihr angegeben habt. Nur das will mir von euch nicht gefallen, daß ihr dessen nicht erwähnt, von dem ihr Nutzen und Schönheit habt. Euer Verdienst ist es nicht, daß ihr euch vor vielen anderen Bäumen durch Nützlichkeit und Schönheit auszeichnet. Was ihr davon besitzt, das habt ihr von dem, der die ganze Welt geschaffen hat und den die Menschen Gott nennen. Kein Gewächs im großen Haushalte der Natur ist unbedeutend; jedes bildet ein Glied in der Stufenleiter der Schöpfung. Jedes füllt den ihm angewiesenen Platz aus. Würden die Wälder nur aus Eichen oder Buchen, Tannen oder Birken, oder Espen bestehen, wie einförmig würden sich jene ausnehmen; nur in der Abwechslung liegt der Reiz, in der Abwechslung hebt ein Baum den andern hervor und läßt ihn in besserem Lichte erscheinen. Möchtest du, Eiche, immer bei deines Gleichen stehen, oder du, Tanne, oder ihr andern? — Gewiß nicht! Ihr wollt auch einmal mit andern Bäumen Umgang haben. Abwechslung würzt das Leben.“

So schloß der Kuckuk seine Rede und empfahl sich mit dem bekannten Rufe, der von Jung und Alt so gern gehört wird.

„Der Kuckuk hat recht,“ riefen die Bäume wie aus einem Munde, und sanken wieder in ihr träumerisches Dasein zurück.





Elephantenjagden.

Von A. Schiborr.

Wie schon seit den ältesten Zeiten, so gehört auch heute noch der Elephant zu den Thieren, die gejagt werden. Die Jagd auf ihn wird weniger des Fleisches wegen unternommen, obgleich auch dieses gegessen wird, als hauptsächlich, um sich in den Besitz seiner Zähne zu setzen, die als kostbares Elfenbein zu allerhand Sachen verarbeitet weit und breit in den Handel kommen. Um des Elfenbeins willen wird ein solcher Vernichtungskrieg gegen diese Waldriesen geführt, daß die Zeit einmal eintritt, in der man von ihnen sagen muß: „Die Elephanten lebten.“

Die Art und Weise nun, sich des Riesen zu bemächtigen, ist eine verschiedene. Vorher sei noch das Märchen erwähnt, welches den Fang des Elephanten schildert, und früher auch allgemein geglaubt wurde. Das große plumpe Thier kann sich nicht niederlegen. Um nun eine einigermaßen bequeme Nachtruhe zu halten, wählt es sich einen starken Baum aus, an den es sich Nachts lehnt. Man hat nun weiter nichts zu thun, als den Baum anzufügen, der dann durch das Gewicht des Riesen umbricht und ihn zu Falle bringt. Der am Boden liegende unbehilfliche Elephant wird sodann am Tage gefesselt, aufgerichtet und ist nun Gefangener, wenn man ihn lebendig haben will. Im anderen Falle wird er getödtet.

Die Eingeborenen Innerafrika's betreiben heutigen Tages die Jagd noch so, wie sie schon früher von ihren Vorfahren betrieben wurde. Ist nämlich eine Heerde Elephanten aufgespiirt, so jagen die Wilden auf ihren flüchtigen Pferden hinter dem Trupp her und zersprengen ihn. Ein aus dem Haufen ausgewähltes Stück wird von mehreren Reitern verfolgt, von denen einige dem Wilde den Rückzug abzuschneiden suchen. Das durch die Verfolgung wild gewordene Thier wendet sich gegen einen der Reiter, der verloren wäre, wenn in demselben Augenblicke nicht alle von den Pferden sprängen und den Elephanten zu Fuß mit ihren Schwertern angriffen. Nur ihrer fast unglaublichen Geschicklichkeit und Gewandtheit ist es möglich, dem sicheren Tode

durch den Elephanten zu entgehen. Im Laufe des Kampfes gelingt es schließlich einem der Angreifer, dem Elephanten von hinten anzuschleichen und ihm mit dem Schwerte die Achillessehne eines oder beider Hinterfüße durchzuhaue, worauf der Riese augenblicklich niederstürzt und ohne große Mühe getödtet wird.

Viele Jäger graben auf den zur Tränke führenden Pfaden Fallgruben, die sie so geschickt anzulegen und zu verdecken wissen, daß der Fang des in die Flucht gejagten Elephanten immer gelingt.

Eine andere Art sie zu erlegen ist folgende. Den zum Wasser hinziehenden Elephanten wirft man von den Bäumen scharfe schwere Lanzen zwischen die Schultern, an welcher Verwundung sie jedesmal erliegen; oder man treibt sie vor eingezäunte Stellen des Waldes, wo in dem Augenblicke, in dem sie wieder zurückfliehen wollen, hunderte von Lanzen gegen sie geschleudert werden und die meisten von ihnen tödten.

Eine noch andere, aber grausame Art sie zu tödten, wird auf folgende Weise ausgeführt. Mehrere tausend mit Speeren bewaffnete Wilde treiben die Heerden nach einer zu diesem Zwecke ausersehenen Gegend, die mit hohem Grase bewachsen ist. Dieses Gras, von allen Seiten angezündet, erstickt durch den Rauch und verbrennt durch das Feuer bald die ganzen Heerden, denn jedes Stück, welches ausbrechen will, wird durch Geschrei, Lanzenstiche und Feuerbrände wieder in das Flammenmeer zurückgezwungen, wenn nicht ein erlösender Lanzenstich es noch vorher von dem qualvollen Tode des Erstickens und Verbrennens befreit. Fürchterlich ist dabei das Gebrüll der armen Thiere. Diese Jagdweise ist gewiß die grausamste, weshalb auch nur Wilde sie ausüben.

Die einfachste Weise, den Elephanten zu tödten, ist eine Kugel aus sicherer Büchse. Elephantenjäger, die ihres Schusses gewiß sind, gehen ganz allein auf die Jagd. Eine Kugel hinter das Ohr fällt gewöhnlich gleich das größte Thier; ein zweiter Schuß ist selten nöthig. Doch kommt es auch vor, daß der Elephant nur verwundet wird und sich dann, trotz seiner

Furchtsamkeit, auf den Feind stürzt und ihn mit seinen Füßen zu einer formlosen Masse zertritt. Doch haben sich von den angegriffenen Jägern ziemlich dreiviertel noch retten können, was seinen Grund in der Furchtsamkeit des Elephanten hat.

Sollen Elephanten zur Zähmung lebendig gefangen werden, so erfordert der Fang große Vorbereitungen und Vorsicht, da der Elephant selbst ein sehr vorsichtiges und kluges Thier ist. Ueberhaupt würde es dem Menschen schwerlich gelingen wilde Elephanten zu fangen, hauptsächlich aber sie zu zähmen, wenn ihm dabei nicht schon gezähmte Elephanten Hilfe leisteten.

Der Platz, auf dem man die Elephanten einfängt, befindet sich immer in der Nähe eines Wassers (Stromes), weil dem Elephanten das Wasser zum Leben so unentbehrlich ist, wie die Nahrung. Die Umzäunung ist so angelegt und durch Unterholz, welches man sorgfältig stehen läßt, so verdeckt, daß auch der Elephant eine solche nicht merkt. Im meilenweiten Umkreise hat man tausende von Eingeborenen, die früher sogar zum Elephantenfang gezwungen wurden, aufgestellt. Auf ein gegebenes Zeichen, welches jedoch oft erst Wochenlang nach den ersten Vor-

richtungen zum Fang erfolgen kann, treiben diese die Herden durch einen Höllenlärm, durch Flintenschüsse und Feuer nach der Umzäunung, dem sogenannten Corral. Das Eintreiben in den Corral dauert mitunter mehrere Tage und muß mit größter Wachsamkeit verfahren werden, damit die Elephanten nicht durchbrechen. Sind sie erst durch den Eingang in den Corral von dem Leiter der Herde geführt, so ist ihr Schicksal entschieden. Obgleich sie sich wie toll gebärden und in der Umzäunung, deren Zertrümmerung ihnen ein Leichtes wäre, laut brüllend und trompetend hin- und herrafen, lassen sie sich doch jedesmal von Knaben und Männern mit weißen Stäben zurückerzwingen. Die Ermatteten werden nachher von den Indiern mit Hilfe der zahmen Elephanten an den Füßen durch lederne Schlingen gefesselt und bald gezähmt. Nach höchstens drei Monaten sind sie so weit gebracht, daß man sie zum Arbeiten, Tragen, Ziehen und bald auch bei Jagden auf wilde Thiere verwenden kann.

Ihre Benutzung in den Kriegen der Römer, Karthager, Egyptianer und vieler asiatischer Völker ist ebenfalls bekannt.

Als der Kater mit dem Hecht auf die Mausejagd ging.

Nach dem Russischen frei erzählt von Klara Reichner.

„Heute ist schönes Wetter!“ sprach der Kater zu sich selbst. „Da will ich auf die Jagd gehen — so eine gute Gelegenheit kommt so bald nicht wieder.“

Wie gesagt, so gethan!

Er putzte seinen Schnurrbart und sein graues Röcklein fein säuberlich, und schlug einen schattigen Wiesenpfad ein, der am Ufer eines Teiches entlang führte.

In dem Teiche aber befanden sich allerlei Fische, darunter auch ein Hecht, welcher sich als König der Fische betrachtete und sich ein königliches Recht über Alle, so da im Wasser lebten, anmaßte.

Alles zitterte vor ihm, nichts war vor ihm sicher, denn er fand Alles nach seinem Geschmack

— Gründlinge, Weißfische, ja selbst Karpfen bezwang er und verspeiste sie ohne Unterschied von Geburt und Rang.

Wäre er nun mit dem zufrieden gewesen was er hatte, so hätte er in Ruhe und Frieden seine alten Tage beschließen können, aber das war er eben nicht — es ging hier wie in der ganzen Welt — je mehr man hat, desto mehr wünscht man sich.

Da sah der Hecht nun unsern Kater promeniren, der gerade eine Maus gefangen hatte und verspeiste.

Wie das der Hecht gewahrte, rief er neidisch aus: „O, welch eine schöne Mahlzeit hältst du da! Wie appetitlich das aussieht! Ich glaube wirklich, ihr da auf dem Lande lebt viel besser,

als wir hier im Wasser! Fürwahr, ich bin es müde, diese ordinären, mageren Gründlinge hier zu verzehren. He, Kamerad, wie wär's wenn du mich Antheil nehmen ließeest an deiner Jagd? — Komm, laß uns zusammen auf den Fang ausgehen."

Der Kater hörte ruhig zu, blinzelte mit den Augenlein, leckte sein Schnäuzlein und sprach: „Gib Acht, Junker Hecht, ich glaube das ist nichts für dich. — Die Mäuse sind zu schlau für Deinesgleichen."

Der Hecht aber sprach: „Thut nichts — ich bin geschickt und mächtig — beugt doch Alles hier im Wasser sich meinem Willen!"

Und mit einem kühnen Sprunge hüpfte der Hecht an's Ufer, ehe der Kater sich's versah, und nun gingen die Zwei mitfammen auf die Mäusejagd.

„Hier in der Nähe weiß ich eine alte Tenne," sprach der Kater. „Da ist gute Jagdgelegenheit — dorthin laß uns gehen."

Und als sie in die leere Tenne kamen, wies er dem Hecht einen Platz an — dorte sollte er sich auf den Anstand stellen, bis ein Mäuslein sich blicken ließ zum Fang.

Der Kater seinerseits war auch nicht faul,

und bald hatte er so viele Mäuse gefangen, daß schier nichts mehr in ihn hineingehen wollte, so vollgefressen hatte er sich.

„Nun ist's genug," sprach er daher, „nun will ich mich einmal nach meinem Freunde, dem Hechte, umsehen."

Eine Weile suchte er vergebens. Endlich hörte er aus einer Ecke der Scheuer leises Nschzen tönen.

Eiligst begab der Kater sich dahin, und was fand er? Den Hecht, halb verschmachtet und umgeben von Mäusen und Ratten, die ihn hart bebrängten.

Da ergriff der Kater den Hecht beim Schwanz und zog ihn schleunigst hinaus und zum Teiche hin.

Dort angekommen, stieß er ihn in's Wasser hinein, wo er bald sich erholte und eiligst ohne Gruß von dannen schwamm.

Der Kater aber rief ihm lachend nach:

„Hört, Junker Hecht, und merkt es fein,
Laßt künftighin das Jagen sein,
Denn die Natur in dieser Welt
Hat Jedem auf den Platz gestellt,
Den er behaupten muß gar schön,
Soll es ihm nicht wie euch ergehn."

Ein Wort, ein Mann.

Von G. Lausch.



en räuberischen Wüstenvölkern im fernen Asien oder im heißen Afrika ist nichts heilig, pflegt man gemeinhin anzunehmen; dort gilt kein Recht, als das Recht des Stärkern, und wer nicht schwimmen kann, muß untergehen. Das ist aber grundfalsch gedacht, denn in der Menschennatur liegt ein edler Kern, und ein heller Funke wahrer Götlichkeit spricht zuweilen daraus hervor, dessen Leuchten uns mit hoher Bewunderung und Achtung erfüllt. Statt einer Anekdote will ich eine solche Geschichte hier mittheilen, die manchen Christen beschämen könnte.

Einst war der Satrap von Susa, Harmosan, von Omar gefangen genommen worden. Er

klagte über Durst, da er vor den Sieger gebracht wurde. „Man bringe ihm einen Becher, daß er sich labe!" sprach Omar. Da Harmosan aber den Becher in seiner Hand hielt und voll Besorgniß, man möchte ihn während des Trinkens tödten, zögerte, ihn an die Lippen zu setzen, sprach Omar, der Kalif, zu ihm: „Sei gutes Muthes, Dein Leben ist sicher, bis Du dieses Wasser ausgetrunken hast!" Da zerschmetterte der schlaue Satrap schnell entschlossen das Gefäß am Boden; und Omar, anstatt ihn dafür zu bestrafen, hielt dem Feinde unverbrüchlich das ihm gegebene Wort und schenkte ihm das Leben.

So würde der Araber noch heute handeln. Gehet hin und thuet desgleichen.

**Homonym.**

Von Louise Bernické.

Auf dem Tische, gebraten, da lob' ich es mir;
Doch steht's in der Zeitung, so dank ich dafür.

Logogriph.

Von Louise Bernické.

Ein Ungethüm, ein fabelhaftes Thier,
Das sei hiemit Dir vorgeführt!
Nimm ihm das Haupt, so hast Du, was
nicht Dir,
Nein, was nur Gott allein gebührt.

Auflösungen der Geographischen Räthsel in Nr. 14:

1. Bitterfeld. 2. Quedlinburg.

Auflösung des Homonym in Nr. 14:

bedacht, Bedacht.

Uebermuth.

Von C. Mölke.

„Suche, was ich heut lustig bin,
Heut geht mir alles grad' nach Sinn,
Ich hab' den besten Schuß gethan;
Ja ja, bin heut ein ganzer Mann.“

Weil mir ist eins so gut geglückt,
Bin ich zu Allem nun geschickt,
Das schönste Lied, das singe ich,
Bin wieder Meister, sicherlich!

Beim Springen stell' ich meinen Mann,
Da — schaut mal her — was ich da
kann,
Ich bin der Meister auch im Tanz,
Denn was ich bin, das bin ich ganz.

Wenn einmal ging die Sache gut,
Dann hat man auch zu Allem Muth,
Da zeigt man gerne, was man kann,
Und immer trefflich geht es dann!“

Auflösung des Bilderräthels in Nr. 14:

Ein angehender Fünfziger.

Auflösung der Scherz-Aufgabe in Nr. 14:

